

Karel Čapek
DAS JAHR IM GARTEN

Illustriert von Katja Spitzer

Insel-Bücherei Nr. 1547



Karel Čapek

DAS JAHR IM GARTEN

Aus dem Tschechischen übersetzt
und mit einem Nachwort versehen
von Eva Profousová

Illustriert von Katja Spitzer

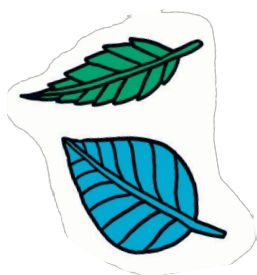
Insel Verlag



Insel-Bücherei Nr. 1547

© Insel Verlag Berlin 2025

DAS JAHR IM GARTEN



WIE LEGT MAN EINEN GARTEN AN

Ein Garten lässt sich auf unterschiedliche Weise anlegen; am besten nimmt man einen Gärtner dazu. Der Gärtner pflanzt dann dort unterschiedlichste Stöcke, dünne Zweige oder Ruten ein und behauptet, das seien Ahorn, Weißdorn oder Flieder, Hochstamm-, Halbstammbaum oder sonstiges natürliches Gewächs; danach wühlt er in der Erde herum, kehrt das Unterste zuoberst und klopft es mit dem Spaten wieder fest, legt Kieswege an, steckt hier und dort irgendwelche welken Blätter in den Boden und verkündet, das seien Stauden, sät auf dem zukünftigen Rasen Samen aus, die er Hunds-Straußgras, Englisches Weidelgras, Lolch, Bastardschwingel, Fuchsschwanzgras, Kammgras oder Katzensgras nennt, und dann geht er wieder und lässt den Garten braun und nackt wie am ersten Schöpfungstag zurück; er legt Ihnen lediglich ans Herz, all die Bodenerde täglich und gewissenhaft zu gießen und, sobald die Saat aufgegangen ist, Sand für die Wege bringen zu lassen. Nun gut.

Einen Garten zu gießen dürfte ziemlich einfach sein, würde man meinen, vor allem mit einem Gartenschlauch. Es stellt sich aber rasch heraus, dass es sich bei so einem Schlauch, sofern nicht bereits gezähmt, um ein unglaublich hinterhältiges und gefährliches Wesen handelt: Wie eine Schlange windet er sich, springt, schnellt hoch, pinkelt unter sich und planscht lustvoll in dem so entstande-

nen Schlamm herum; daraufhin stürzt er sich auf den Menschen, der mit dem Gießen loslegen will, und wickelt sich ihm um die Beine; also tritt man auf ihn, und da fährt er in die Höhe und schlängelt sich einem um die Hüfte und um den Hals; während der Betroffene mit ihm wie mit einem Python ringt, wendet das Monster die Messingtülle nach oben und schickt einen mächtigen Wasserstrahl ins Fenster auf die frisch aufgehängten Gardinen. Man muss es energisch am Kopf packen und möglichst gerade ziehen; das Ungetüm wütet vor Schmerz und speit Wasser nicht mehr aus der Tülle, sondern aus dem Hydranten und von irgendwo mitten aus dem Leib. Um den Schlauch einigermaßen zu bändigen, sind beim ersten Mal drei Personen nötig; wenn sie später die Kampfstelle verlassen, sind sie bis zu den Ohren verschlammt und triefen vor Wasser; was den Garten betrifft, hat er sich stellenweise in schmierige Pfützen verwandelt, während er an anderen Stellen vor Durst platzt.

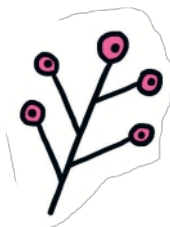
Wiederholt man dies jeden Tag, sprießt nach vierzehn Tagen statt Gras büschelweise Unkraut hervor. Warum aus den besten Grassamen das üppigste und stacheligste Gestrüpp wuchert, ist und bleibt ein Naturgeheimnis; vielleicht müsste man Unkrautsamen säen, damit aus ihnen ein schöner Rasen sprießt. Nach drei Wochen ist der Rasen dicht mit Disteln und anderem kriechenden oder ellbogentief verwurzelten Scheusal bedeckt; willst du es aus der Erde ziehen, reißt es an der Wurzel oder nimmt gleich ganze Erdklumpen mit. So läuft das: Je schlimmer das Biest, desto besser macht es sich.

Inzwischen ist der Kies der Wege durch eine geheimnisvolle Wandlung der Materie zum klebrigsten und schmierigsten Lehm mutiert, den man sich vorstellen kann.

Das Unkraut muss dennoch vom Rasen entfernt werden; du jätest und jätest und hinter jedem deiner Schritte verwandelt sich der künftige Rasen in nackte und schwarze Erde wie am ersten Schöpfungstag. Nur an zwei oder drei kleinwinzigen Stellen zeigt sich etwas wie grüner Schimmel, bauschig, dünn und flaumig zart; ohne Frage, das ist Gras. Auf Zehenspitzen läufst du herum und jagst die Spatzen fort; und während du auf die Erde stierst, treiben auf den Stachel- und Johannisbeersträuchern wie aus heiterem Himmel die ersten Blätter aus; den Frühlingsanfang erwischt man nie.

Dein Verhältnis zu den Dingen hat sich verändert. Wenn es regnet, sagst du, es regnet auf den Garten; scheint die Sonne, scheint sie nicht einfach nur so, sondern auf den Garten, und nachts freust du dich, dass sich der Garten ausruhen kann.

Eines Tages machst du die Augen auf und der Garten wird grün sein, mit funkelndem Tau im hohen Gras und schwulstigen, rötlichen Knospen, die aus dem Dickicht der Rosenkronen hervorlugen; die Bäume werden alt und dunkel geworden sein, die Krone schwer und ausladend, der Schatten feucht und modrig duftend. Und du wirst den schwächtigen, nackten, braunen Garten dieser Tage vergessen haben, den unsicheren Flaum des ersten Rasens, die dürftigen Blüten der frühen



Knospen, all die erdverschmierte, armselige und rührende Schönheit deines neu angelegten Gartens.

Na gut, aber jetzt heißt es gießen, jäten und Steine aus der Erde klauben.

WIE EIN GÄRTNER ENTSTEHT

Allem Anschein zum Trotz wird ein Gärtner weder aus einem Samen, Trieb oder Ableger noch aus einer Zwiebel oder Knolle geboren, sondern er wird geformt von Erfahrungen, seinem Umfeld und den landschaftlichen Gegebenheiten. In meiner Kindheit hat sich mein Verhältnis zum väterlichen Garten eher bockig, wenn nicht sogar schadenfroh gestaltet, denn mir war es verboten, auf den Beeten herumzutrampeln und unreifes Obst zu pflücken. Ähnlich ward Adam untersagt, im Paradiesgarten die Rabatte zu betreten und vom Baum der Erkenntnis die Früchte zu ernten, weil sie noch nicht reif genug waren; aber Adam – genauso wie wir Kinder – klaubte unreifes Obst und wurde deswegen aus dem Paradies vertrieben; seitdem ist das Obst des Baumes der Erkenntnis unreif und wird es auch immer bleiben.

Solange sich der Mensch in der Blüte seiner Jugend wähnt, hält er eine Blume für das, was ins Knopfloch gesteckt oder einem Mädchen gereicht wird; es mangelt ihm am richtigen Blumenverständnis, am Wissen darüber, dass eine Blume etwas ist, was überwintern muss, was umgegraben, gedüngt, gegossen und umgetopft, aus Ablegern gezogen, beschnitten und angebunden werden und von Unkraut, trockenen Blättern, Sporen, Blattläusen und Mehltau befreit werden muss; statt Beete umzugraben,

läuft er den Mädchen hinterher, befriedigt seinen Ehrgeiz, genießt die Früchte des Lebens, die er selbst nicht gezüchtet hatte, und verhält sich überhaupt ziemlich destruktiv. Es ist eine gewisse Reife, wenn nicht sogar ein Paternitätsalter nötig, würde ich sagen, um Amateurgärtner zu werden. Außerdem braucht man einen eigenen Garten dazu. Den lässt man meistens von einem Berufsgärtner anlegen und denkt, man würde dort nach Feierabend dem Vogelgezwitscher lauschen und sich an Blumen erfreuen. Eines Tages pflanzt man eigenhändig ein Blümchen ein; mir ist es mit einer Hauswurz geschehen. Dabei gerät einem durch eingerissene Haut oder sonst wie anders etwas Erde in den Körper und sorgt dort für eine Entzündung oder Vergiftung; kurzum, der Mensch wird vom Gartenfieber gepackt. Bleibt nur eine Kralle hängen, schon sitzt der ganze Vogel fest. Ein anderes Mal entsteht ein Gärtner durch Ansteckung aus der Nachbarschaft; man sieht im Nachbarsgarten sagen wir mal eine Pechnelke blühen und denkt: Verdammt noch mal, warum blüht sie nicht auch bei mir? Das wäre doch gelacht, wenn meine nicht hübscher wäre! – Seit diesem Anfangsmoment zieht die neu erweckte Leidenschaft den Gärtner immer tiefer und tiefer hinein, sie wird von Erfolgen genährt und durch Misserfolge angestachelt; die Sammlergier bricht bei ihm aus und stachelt ihn an, alles nach dem Alphabet zu pflanzen, von Acaena bis zu Zauschneria; später setzt bei ihm die Expertenpassion ein und aus einem bis dato zurechnungsfähigen Wesen wird ein Rosen- oder Dahlienzüchter oder ein sonst wie exaltierter Zwangsneurotiker. Andere wieder-

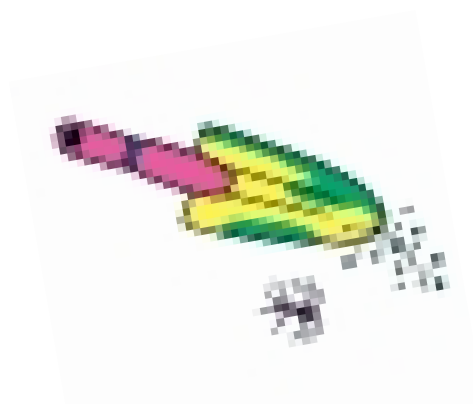
rum werden von der Leidenschaft eines Künstlers heimgesucht und erschaffen ihren Garten immer wieder neu, sie graben und buddeln alles um, gestalten farbliche Kompositionen und ordnen Stauden neu an, getrieben von sogenannter schöpferischer Unzufriedenheit verschieben sie ständig alles, was in ihrem Garten wächst und gedeiht. Es soll bloß keiner meinen, Gartenarbeit sei eine bukolische und meditative Tätigkeit. Eine nicht zu befriedigende Leidenschaft ist das, wie alles, was ein gründlicher Mensch anpackt.

Ich erzähle Ihnen noch, woran Sie einen echten Gärtner erkennen. »Sie müssen unbedingt vorbeischaun«, sagt er, »ich zeige Ihnen meinen Garten.« Sie kommen also, um ihm eine Freude zu machen, und entdecken irgendwo hinter den Stauden seinen in die Luft ragenden Hintern. »Bin gleich bei Ihnen«, sagt er über die Schulter, »muss das hier nur fertig einpflanzen.« »Lassen Sie sich nicht stören«, erwidern Sie freundlich. Nach einer Weile ist das Einpflanzen vermutlich abgeschlossen; er steht auf, verschmiert Ihre Hand mit Erde und glühend vor Gastfreundschaft sagt er: »Na dann kommen Sie mal schauen; mein Gärtchen ist zwar klein, aber – Moment mal«, sagt er und beugt sich über das Beet, um dort ein paar Grashalme zu jäten. »Kommen Sie. Ich zeig Ihnen ein *Dianthus musalae*, da werden Sie Augen machen. Himmelherrgott, hier habe ich vergessen, den Boden aufzulockern«, sagt er und fängt an, in der Erde zu graben. Nach einer Viertelstunde richtet er sich wieder auf. »Aha«, sagt er, »ich wollte Ihnen die Glockenblume zeigen, *Campanula Wilsonae*. Die schönste

Glockenblume, die je – warten Sie, hier muss ich den Rittersporn anbinden.« Wenn er ihn angebunden hat, fällt ihm ein: »Stimmt doch, Sie wollen das Erodium sehen. Einen Augenblick«, brummt er, »bis ich die Aster hier umgesetzt habe; sie braucht mehr Platz.« Woraufhin Sie auf Zehenspitzen aus dem Garten flüchten, während sein Hinterteil über den Stauden in die Luft ragt.

Wenn Sie ihm das nächste Mal begegnen, sagt er: »Sie müssen unbedingt bei mir reinschauen; meine Pernet-Rose steht in voller Blüte, so eine Pracht haben Sie noch nie gesehen. Sie kommen, oder? Aber bestimmt!«

Na gut: Lassen Sie uns mal hingehen und schauen, wie bei ihm das Jahr vergeht.





DER JANUAR IM GARTEN

»Nicht einmal im Januar legt ein Gärtner die Hände in den Schoß«, steht in jedem Gartenratgeber geschrieben. Auf keinen Fall; denn im Januar ist die Hauptaufgabe eines Gärtners *das Wetter heranzuzüchten*.

Mit dem Wetter ist das nämlich so eine Sache; es ist nie ganz in Ordnung. Das Wetter schießt immer auf der einen oder anderen Seite über das Ziel hinaus. Die Temperatur deckt sich nie mit dem hundertjährigen Durchschnitt; entweder liegt sie fünf Grad darüber oder darunter. Was den Niederschlag betrifft, entweder bleibt er zehn Millimeter unter oder zwanzig Millimeter über dem Normal; wenn es nicht zu trocken ist, ist es ganz bestimmt zu nass.

Wenn schon Menschen, bei denen es sonst gar nicht auf das Wetter ankommt, so viele Gründe haben, sich über das Wetter zu beschweren, wie soll es erst dem Gärtner gehen! Fällt zu wenig Schnee, brummt er zu Recht, dass es nicht genug ist; fällt zu viel Schnee, äußert er ernsthafte Bedenken, dass ihm dies die Nadelhölzer und Alpenrosen brechen wird. Gibt es keinen Schnee, klagt er über den verheerenden Kahlfrost; taut es, schimpft er über die verrückten Winde, die sich zum Tauwetter gesellen und die schändliche Angewohnheit haben, ihm, dem Gärtner, Reisig und sonstigen Schutz durch den Garten zu wirbeln und womöglich, der Schlag soll sie treffen!, auch manch ein

Bäumchen zu Fall zu bringen. Wagt im Januar die Sonne zu scheinen, fasst sich der Gärtner an den Kopf, sie würde doch nur vorzeitig seine Sträucher in den Saft treiben. Regnet es, hat er Angst um seine Alpinblümchen, ist es trocken, denkt er voller Schmerz an seine Rhododendren und an die Rosmarinheide. Dabei wäre es gar nicht schwer, ihn zufrieden zu stellen: Vom ersten bis zum letzten Januar müsste es null Komma neun Grad unter null geben, einhundertsieben Millimeter Schnee (leicht und nach Möglichkeit ganz frisch), der Himmel vorwiegend bedeckt und entweder keiner oder höchstens sanfter Westwind; dann wäre alles in Ordnung. Aber genau das ist der Punkt: Um uns Gärtner kümmert sich keiner, keiner fragt uns, wie es sein sollte. Deswegen sieht die Welt auch so aus.

Am schlimmsten geht es einem Gärtner beim Kahlfrost. Dann erstarrt die Erde und trocknet bis auf die Knochen aus, Tag für Tag und Nacht für Nacht tiefer und tiefer; der Gärtner denkt an die Wurzeln, die in der toten und steinharten Erde erfrieren; an die vom trockenen, eisigen Wind bis aufs Mark verfrorenen Zweige; an die frierenden Knospen, in die die Pflanze im Herbst all ihre Habseligkeiten gepackt hat. Wenn ich wüsste, dass es hilft, gäbe ich meiner Stechpalme den eigenen Mantel und stülpte dem Wacholder meine Hose über; für dich ziehe ich mein Hemd aus, du Azalea pontica, dich, Purpurglöckchen, decke ich mit dem Hut zu, und für dich, Großblumiges Mädchenauge, bleiben nur noch meine Socken übrig; nimm bitte vorlieb mit ihnen.

Es gibt bestimmte Tricks, wie man das Wetter überlisten und einen Umschwung hervorrufen kann. Zum Beispiel, sobald ich mich entschieden habe, das Wärmste anzuziehen, was ich habe, wird es in der Regel gleich wärmer. Tauwetter stellt sich ein, sobald sich ein paar Freunde zum Skifahren verabredet haben. Auch wenn jemand in einem Zeitungsartikel die herrschende Eiseskälte beschreibt, die vor Frost geröteten Backen, das fröhliche Treiben auf der Eisfläche und ähnliche Erscheinungen, beginnt es genau in dem Moment zu tauen, wenn der Artikel die Setzerei erreicht hat, sodass er gelesen wird, während draußen lauwarmer Sprühregen fällt und das Thermometer acht Grad über null zeigt; da sagen die Leute natürlich, was für ein Quatsch schon wieder, alles nur Lug und Trug; lasst uns mit der Zeitung in Ruhe. Dagegen wirken sich Flüche, Klagen, Verwünschungen, Drohungen, Brrr-Rufe und sonstige Beschwörungsformeln auf das Wetter nicht aus.

Was die Januarvegetation betrifft, da sind die Eisblumen am Fenster wohl am bekanntesten. Um sie zum Sprießen zu bringen, müssen Sie in Ihrem Zimmer wenigstens ein bisschen Wasserdampf ausgeatmet haben; ist die Luft vollkommen trocken, werden Sie es nicht einmal zu einem schnöden Nadelzweig auf der Fensterscheibe bringen, geschweige denn zu einer Eisblume. Außerdem muss das Fenster irgendwo undicht sein; die Eisblumen wachsen vornehmlich dort, wo es zieht. Deswegen gedeihen sie eher bei armen als bei reichen Leuten, weil die Reichen dichtere Fenster haben.